
Die sozialen Folgen der Deindustrialisierung

Rezension von: Lutz Raphael,
Jenseits von Kohle und Stahl.

Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas
nach dem Boom, Suhrkamp, Berlin 2019,
525 Seiten, gebunden, € 32,90;
ISBN 978-3-518-58735-5.

Der Autor schildert den Prozess der Deindustrialisierung, welcher ab Mitte der Siebzigerjahre in allen westlichen Industrieländern in unterschiedlichem Ausmaß einsetzte, am Beispiel von Deutschland, Frankreich und Großbritannien und zeigt auf, zu welchen gesellschaftlichen Veränderungen dies führte. Diese Entwicklung wird kontrastiert mit dem „goldenen Zeitalter“ der Industriearbeit, das im Zuge der beiden Erdölpreiskrisen der Siebzigerjahre den ersten großen Schock bekam. Wie der Titel des Buches schon andeutet, liegt das Hauptaugenmerk auf der Schwerindustrie.

Das goldene Zeitalter der Industriearbeiter begann nach Überwindung der allerschlimmsten Kriegsfolgen und währte von etwa Mitte der 1950er- bis Mitte der 1970er-Jahre. Der Autor fasst dies mit folgenden Worten zusammen:

„Am Ende der langen Wachstumsphase der Nachkriegszeit hatte die wirtschaftliche und gesellschaftliche Relevanz des industriellen Sektors einen bis dahin kaum gekannten Höchststand erreicht. Das galt auch für den Einfluss der Industriearbeiterschaft, deren damalige Stärke in Deutschland und Großbritannien auf der Verhandlungs- und Organisationsmacht der Gewerkschaften und ihrer Vertretung in den linken Parteien be-

ruhte, in Frankreich eher auf der Mobilisierungsmacht der Gewerkschaften. Aus der einfachen Lohnarbeit wurde ein mehrfach abgesicherter arbeitsrechtlicher Status“ (S. 207).

Hohe Produktivitätszuwächse in der Industrie hatten zu steigenden Reallohnen für die allermeisten Arbeiter geführt, und auch deren Absicherungen gegen die existentiellen Lebensrisiken hatten sich denen von Beamten und Angestellten immer mehr angenähert.

Es wird darauf hingewiesen, dass es in den drei untersuchten Ländern bedeutende Unterschiede gab, was den Einsatz von Facharbeitern in Relation zu angelernten Arbeitern anbetrifft, aber als entscheidend wird angesehen, dass es in allen drei Ländern ausreichend (gut bezahlte) Arbeitsplätze gab, die im Wesentlichen nur Muskelkraft und die Bereitschaft zu harter körperlicher Arbeit voraussetzten. Alle anderen Fertigkeiten konnten durch *Learning by Doing* und mittels Unterweisungen durch Kollegen mit längerer Berufserfahrung erworben werden. Damit hatten auch Menschen mit geringer (schulischer) Qualifikation und in späteren Jahren mit geringen Kenntnissen der Landessprache die Chance, einen zufriedenstellenden Lebensstandard zu erreichen. Es wird auch ausdrücklich betont, dass diese Arbeitsplätze bei den Arbeitern für Selbstachtung und sogar Stolz sorgten. Der sogenannte Fahrstuhleffekt führte dazu, dass es für (fast) alle laufend besser wurde.

Die Schattenseiten des „goldenen Zeitalters“ werden am Rande durchaus erwähnt, aber nicht ausführlich thematisiert. Obwohl in dieser Zeit auch hinsichtlich Unfallverhütung und Gesundheitsschutz viel erreicht wurde, blieb die Arbeit in der Schwerindustrie ge-

fährlich, und abgesehen von weit verbreiteten Berufskrankheiten forderte auch die schwere körperliche Belastung an sich irgendwann ihren Tribut. Die Lebenserwartung von Schwerarbeitern war deutlich geringer als die anderer Berufsgruppen.

Bereits lange bevor von Globalisierung die Rede war, gerieten Kohlebergbau, Schiffbau und letztlich auch die (Massen-)Stahlproduktion gegenüber der internationalen Konkurrenz, die billiger produzieren konnte, immer mehr ins Hintertreffen. Auch gab es beträchtliche Überkapazitäten, die geordnet abgebaut werden mussten. Die Produktivitätssteigerungen (nicht zuletzt aufgrund der steigenden Kapitalintensität) taten ein Übriges, und es kam zu zahlreichen Betriebsschließungen und einem dramatischen Verlust an Arbeitsplätzen. Andere Industriezweige wurden eher durch den technologischen Aufholprozess neuer Konkurrenten auf dem Weltmarkt (Japan, Südkorea uvm.) in Bedrängnis gebracht. In Laufe von relativ kurzer Zeit gingen in den drei untersuchten Ländern Millionen von Arbeitsplätzen verloren. Dies führte zu einem dauerhaften Anstieg der Arbeitslosigkeit, die auch in späteren Erholungsphasen nicht mehr ganz abgebaut werden konnte. Im Gegenteil: Nach jedem weiteren konjunkturellen Abschwung stieg die strukturelle Arbeitslosigkeit auf ein neues, höheres Niveau.

Erschwerend kam hinzu, dass die Arbeitsplatzverluste in allen drei Ländern starke regionale Konzentrationen aufwiesen und sich Krisenregionen herausbildeten, die sich zum Teil bis heute nicht wieder erholt haben. Fast überall konnte nur ein Teil der Verluste an Industriearbeitsplätzen durch die expandierenden Dienstleistungsbran-

chen zumindest zahlenmäßig ausgeglichen werden. Überdies erfolgte die Beschäftigung dort zu oft deutlich schlechteren Bedingungen sowohl hinsichtlich der Bezahlung als auch der Arbeitsplatzqualität.

Die Arbeiter selbst waren an der Gestaltung der Deindustrialisierungsprozesse – wenn überhaupt – nur indirekt beteiligt. Die Gewerkschaften waren schon aufgrund der quantitativen Dimension der Arbeitsplatzverluste durch Betriebsschließungen und Restrukturierungen in der Defensive und wurden im Falle Großbritanniens sogar von der Regierung gezielt bekämpft.

Der Autor betont, dass diese Veränderungen bei den verbleibenden (und später neu entstandenen) Arbeitsplätzen in der Industrie meist nicht zu schlechteren Arbeitsbedingungen führten, oft sei sogar das Gegenteil der Fall gewesen. Wobei das heute zu beobachtende Phänomen, dass sich in den Betrieben geschützte Kernbelegschaften einerseits und Randbelegschaften, welche die Schwankungen der Marktlage auffangen müssen, gegenüberstehen, nicht eingehend thematisiert wird. Das gleiche gilt für die oft sehr unterschiedlichen Arbeitsplatzqualitäten in namhaften Industriebetrieben im Vergleich zu ihren Subauftragnehmern und Zulieferbetrieben.

Entscheidend ist aber, dass sich die Qualifikationsanforderungen grundlegend geändert haben. In der automatisierten Qualitätsproduktion, welche sich in den drei untersuchten Ländern überwiegend durchgesetzt hat, gibt es immer weniger Nachfrage nach „einfacher Arbeit“. Das gilt sowohl für die Anforderungen an die Formalqualifikationen als auch für die immer wichtiger werdenden sogenannten *Soft Skills*.

Die für den Autor wichtigste Lang-

fristfolge ist das weitestgehende Verschwinden von Arbeitsplätzen mit geringen Qualifikationsanforderungen an die Arbeiter. Dies fasst er folgendermaßen zusammen: „Die wachsende Ungleichheit wird zu einer Bestandsgefährdung für die westlichen Demokratien. Die Tendenz der Arbeiterschaft zum Rückzug aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben, die Erosion demokratischer Beziehungsgleichheit, die seit mindestens zehn Jahren als eines der Schlüsselprobleme der gegenwärtigen Krise der kapitalistischen Demokratien gesehen wird, hat eine der Ursachen in der Krise der So-

zialbürgerschaft, die wiederum untrennbar mit dem Prozess der Deindustrialisierung verbunden ist“ (S. 243).

Das Buch könnte für Arbeitssoziologen, Sozialhistoriker, aber auch für Wirtschaftshistoriker von Interesse sein.

Die Darstellungen der historischen Entwicklungen sind mitunter etwas schwer zu lesen, weil es immer wieder zu Rückblenden und Vergleichen mit früheren Jahrzehnten kommt, ohne dass beim Lesen gleich klar wird, welcher Zeitraum gerade behandelt wird.

Kai Biehl